

Joseph Roth:

Madame Annette

Als Annette 28 Jahre alt wurde und noch immer keinen Mann gefunden hatte, begab sie sich zu einem der Juweliere in der Rue de la Providence, in dessen Schaufenstern die Eheringe aus Gold, Silber und „Double“, zu Dutzenden über lombische Türmchen aus Samt gestülpt, an winzige schimmernde Denkmäler erinnern, errichtet zu Ehren der Monogamie. Sie erstand einen silbernen Ehering und steckte ihn an den linken Ringfinger, getreu der Sitte des Landes. Im Stillen gedachte sie den silbernen Ring gegen einen goldenen umzutauschen, sobald sich ein Mann gemeldet haben würde. Vorläufig genügte der silberne, gewissermaßen als eine Mahnung an den lieben Gott, als ein moralischer Zwang, den sie dem Schicksal auferlegte, damit es sich endlich bemüht sehe, ihr einen Gatten zu beschaffen. Im übrigen hatte der Ring auch einen unmittelbaren Zweck: er konnte das Mädchen vor Zudringlichkeiten unerwünschter Männer, die gewöhnlich auch feige sind, bewahren, indem er in ihnen die Vorstellung von einem irgendwo vorhandenen eifersüchtigen und kräftig gebauten Mann Annettes hervorrief. Er erregte ferner auch einen gewissen Respekt für seine Trägerin bei ihren Kolleginnen, den anderen Mädchen. In der Tat begann, kurze Zeit, nachdem Annette den Ring gekauft hatte, das ganze Personal, das früher: „Mademoiselle Annette“ gesagt hatte, „Madame Annette“ zu sagen. Bei dieser Gelegenheit ist es vielleicht günstig zu bemerken, daß der Titel einer Frau auch heute noch manchem ledigen Mädchen aus besserer Familie imponiert, das niemals die traurige Ansicht hat, fremden Menschen dienen zu müssen; wie erst einem Mädchen, das beruflich immer ein Fräulein bleiben soll, selbst wenn sie eine Großmutter wird! — Den Kolleginnen von Annette, die so wenig Gelegenheit hatten, sich „Madame“ nennen zu hören, bedeutete dieser Titel einen gesellschaftlichen Rang. Sie schenkten ihn Annette, obwohl sie ahnen mochten, daß der silberne Ehering nur ein Vorwand war. Sie fühlten sich selbst gehoben, wenn sie „Madame Annette“ sagen konnten.

Seit ihrem sechzehnten Lebensjahre war sie Dienstmädchen. Ihr Vater, ein Fischer aus der Normandie, schickte sie zu der Wirtin eines kleinen Hotels in Le Havre, zu der er alte Beziehungen aus seiner Matrosenzeit hatte. Es scheint, daß in Le Havre die Mädchen nicht lange geduldet werden. Knapp vier Wochen nach ihrer Ankunft erlag Annette dem verspäteten Liebesröhen eines fünfzigjährigen Redders, der sie zu heiraten versprach, aber durch seine vor zwanzig Jahren geschlossene Ehe daran verhindert war. Annette bekam ein Kind und kurze Zeit darauf eine gute Stelle bei feudalen Leuten in der Nähe von Paris, die auch aus der Normandie stammten und ihr Dienstpersonal aus ihrer Heimat zu holen pflegten. Das Kind blieb in St. Germain bei der Wirtin in Le Havre und starb aus diesem Grunde sechs Monate später. Annette schickte Geld fürs Beerdigungs- und erstand, da sie kein Bild von ihm besaß, aber ein Andenken daran behalten zu müssen glaubte, in einem Papierladen eine Amüsierkarte, die Photographie

von einem gelungenen Säugling, die sie in einen schwarzen Rahmen spannte und in ihrem Koffer verbarg.

Durch ihre Erfahrungen in Le Havre gewöhnt und von dem ländlich-normannischen Vorurteil befangen, daß jede Liebesbeziehung zu einem Kind führen müsse, widerstand Annette den Werbungen des Herrn von L., ihres Dienstherrn — obwohl es ihr leid tat. Ja, um vor sich selbst ein für allemal sicher zu sein, erzählte sie der Frau von L. von den Verjuchungen des Mannes. Selbstverständlich wurde Annette sofort gekündigt und, damit sie ja nicht mehr Verwirrung in einem herrschaftlichen Hause stifte, an ein großes Pariser Hotel empfohlen, zu dessen Aktionären Herr von L. gehörte.

Also begann ihre bescheidene Karriere. Sie hielt es (nicht mit Unrecht) für angenehmer, im Laufe eines Vormittags zwanzig Zimmer unbekannter und immer wechselnder Bewohner zu säubern, als nur acht oder zehn Räume für alle Zivilisten eingesehener Menschen, von denen sie Lohn und Brot entgegenzunehmen hatte. Ihr waren Trinkgelder, von Abreisenden als eine Art Steuer hinterlassen, lieber als Weihnachtsgeschenke, von der Frau des Hauses im Dezember feierlich überreicht und noch im April, zu Ostern, vorgehalten. Sie gewöhnte sich an ihren Beruf, weil er nicht die

Eintönigkeit einer Diensthöfen-Existenz hatte, nichts von dem faulen Wangen einer patriarchalischen Hausordnung, sondern etwas von der kalten, klaren Sachlichkeit eines Geschäftes, eines Amtes fast und weil er obendrein noch eine Abnung von der Vielfalt und Buntheit der Welt, ihres Reichthums, ihrer Bewohner vermittelte. Sie gelangte, weil sie hellhörig und neugierig war, mit der Zeit zu einer Kenntnis verschiedener Sitten der wohlhabenden Kreise, verschiedener Intimitäten des Luxus, des Liebeslebens in der Kultur und einer Roblesse, die ihre wirtschaftlichen Grundlagen hat. Diese Erfahrungen erhöhten ihre Ansprüche an die Männer, mit denen sie durch Zufall zusammen kam. Und obwohl ihr der und jener gefiel, konnte sie sich dennoch nicht entschließen, den und jenen zu heiraten. Der einzige Mann, mit dem sie auf einem Ball zusammengekommen war und der ritterliche Formen zu beherrschen schien, die nach der Meinung der Zimmermädchen den Herren der gehobenen Schichten eigen sind, war ein Quabe, ein Feldwebel aus den Kolonien. Offen gestanden hatte sie ein wenig Angst vor Farbigen. Wenn einer gelb oder schwarz war, so mußte es sich doch eines Tages auf irgendeine Weise äußern: in einem plötzlichen Wahnsinn, in einer unerwarteten Gewalt, oder auch nur in einer merkwürdigen Krankheit. Trotzdem wollte sie es wagen. Da brach der Krieg aus — und der Quabe starb, wie es sich gehörte, für Elsaß-Lothringen . . .

Ihre Trauer war größer, als ihre Liebe jemals gewesen war. Denn sie verließ dem Toten noch mehr Vorzüge, als der Lebendige besessen hatte. Sie hinterließ in der Ueberzeugung, das Ideal der Männlichkeit verloren zu haben. Mit dem Bild verglichen, das sie sich von dem Toten gemacht hatte, waren alle vornehmen Gäste des Hotels mißlungene Exemplare des männlichen Geschlechts. Selbst Boyer und Aviatiker blieben weit hinter dem toten Quaben zurück. Da sie kein Bild von ihm besaß und Ansichtskarten von Ideal-Quaben nicht hergestellt werden, dichtete sie ihm die Züge aller photographierten Herren in den illustrierten Zeitungen an. In ihrem pietätvollen Sinn, das im Laufe weniger Jahre die Arbeit verrichtete, die sonst einigen Generationen zu einer Lebensbildung nötig ist, wurde der Tote ein farbiger Halbgoth. Die Erinnerung an ihn bewohnte sie, nebenbei gesagt, vor den Verführungsversuchen weißer, etwas angetrunkenen und sorgloser Hotelgäste.

Wenn man einen großen Schmerz hat, ist es gut, seinen Aufenthaltsort zu wechseln. Sie kam hierher in dieses Hotel, von dem ich eben berichtet, verhältnismäßig leicht, denn es gehört derselben Aktiengesellschaft, die das Pariser Hotel Annettes besitzt. Hier kaufte sie den Ehering, hier bekam sie den Titel: Madame und damit im Zusammenhang einen leichteren Dienst. Sie ist jetzt gewissermaßen die rechte Hand der Wirtschafterin, hat nur fünf, sechs Zimmer zu besorgen und die Mädchen zweier Stockwerke zu beaufsichtigen. Sie trägt nicht mehr ein blaues Kleid, sondern ein schwarzes

Frühlingsreportage

Wenn täglich ich, auf dem gewohnten Gange, zwecks Reportage mir die Welt betrachte und pflichtbewußt auch die Details beachte, ist dies der Eindruck, den ich so empfangen:

Der Park erwacht mit Begehren zum Leben: den Büschen sprossen überall die Haare, vom Rasen ganz zu schweigen; in den Neben des königlichen Weinbergs krähen Stare.

Fink, Amsel, Spatz und sonstiges Geflügel beschäftigen sich allgemein mit Feisen; in Richtung Smichow sieht man um die Hügel auch mal ein frühlingsdöseliges Flugzeug schweifen.

Im Park auf ihren eingesehnen Bänken sieht man die Männer über Achtzig sitzen und hört sie laut (und mit Gebarden) denken und sich in jugendlichem Streik erheben.

Sie haben teils von Spanien, teils von Hitter, vom Regus, von der Steuer und sowweiter, und jeder denkt, der andre sei ein Krittler, und schwiege er, so wär es viel gescheiter.

Und schließlich wäre noch zu konstatieren die gute Konjunktur in Liebespaaren, die alle Wege weit und breit garnieren und, wie zu sehn ist, nicht mit Liebe sparen.

(Denn dafür ist der Frühling eingerichtet.) Sie sind sich ewig treu an stillen Plätzen. Und wenn man sie im nächsten Frühjahr sieht, sind sie's noch immer, doch mit andern Schönen.

Max Barth.

und ist auch nicht zu dem traditionellen weissen Häubchen verpflichtet. Doch legt sie es gerne an — aus Koketterie, obwohl sie behauptet, es gefähe aus Bescheidenheit. Immerhin ist sie außergewöhnlich hübsch. Ja, es scheint mir manchmal, daß sie selbst nicht weiß, wie schön sie sein kann. Denn gerade zum Bewußtsein der eigenen Schönheit gehören Mühe und eine gewisse materielle Unabhängigkeit. Es scheint mir manchmal, daß ihr Mann sagen müßte:

„Hören Sie, Madame Annette! (oder auch nur: „Annette!“) Ihre schwarzen Haare, Ihre hellgrauen Augen und Ihr braungefärbtes Teint sind eine seltene Komposition der Natur! Obwohl Sie nur am Mittwoch, an Ihrem freien Tag, seidene Strümpfe tragen, sieht man auch sonst den reizvollen Schmuck Ihrer Beine, einen sanften, leise abschwellenden Überhang vom Muskel der Wade zu den Sehnen des Fußgelenkes. Glauben Sie ja nicht, daß man Ihren schmalen Hüften, Ihrer kleinen Brust und Ihren kräftigen, verarbeiteten, aber schönen Händen ansehen muß, daß Sie nicht zu der Gesellschaft gehören, die Sie für die gute halten. Sie können ohne Zweifel wie eine Dame aussehen, selbst wenn Sie einen Befehl entgegennehmen, die hellen Augen auf den Gait gerichtet und doch noch in die leere Luft hinter seinem Rücken, Ihren schmalen, merkwürdig roten Mund (für den Sie Ihres Teints wegen einen etwas helleren Schift brauchen müßten) fest geschlossen, wie zur Abwehr jeglicher Unart und das weiche Kinn ein wenig gehoben, als wäre es der Sitz der Aufmerksamkeit, aber auch des Hochmuts. Es ist kein Zweifel, daß Sie schön sind, Annette!“

Das dürfte man ihr leider nicht gesagt haben. Die Spiegel, vor denen sie gerne stehen bleibt, sind gefällig, aber stumm. Und die Zeit ist flink und kurz. Annette hat zwar eine oberflächliche Neigung im Aufräumen. Der Reichthum dauert fünf Minuten, das Bett drei, der Tisch zwei. Herren lassen gerne Anzüge über Stühle hängen. Das ergibt Komplikationen. Ferner Papiere, Bücher, Briefe auf dem Schreibtisch. Die Hausordnung verbietet eine Veränderung der von den Gästen auf den Schreibtischen hinterlassenen Unordnung. Gefäubert aber müssen sie werden! Jeder Zettel muß in seiner Lage verharren. Das dauert manchmal zwanzig Minuten. Dann muß man die Mädchen kontrollieren. Sie schwachen. Signale leuchten, grün und dauerhaft, und die Mädchen rühren sich nicht. Annette ermuntert sie. Sie arbeitet von zwölf Uhr mittags bis neun Uhr abends. Eine Stunde Mittagspause. Unten, neben der Küche, an dem langen Tisch fürs Personal, der an Mittagstische in Waisenhäusern erinnert. Wenn Annette noch fünf Jahre so arbeitet, wird sie bestimmt Wirtschaftlerin — um weiterzuarbeiten.

Einmal, es war ein Mittwoch, traf ich sie vor dem Eingang zu einem der großen Kinos. Sie betrachtete die Bilder, Szenen aus reichen Milieus. (Denn nichts interessiert die Armen so sehr wie das Leben der Reichen.) Ich erlaubte mir, weil wir uns schon so lange kennen, sie einzuladen. Wir sahen einen jener Filme, die von der großen Internationale der „Grande“ seit zwanzig Jahren immer wieder als Zeugnis für ihre „soziale Gesinnung“ hergestellt werden. Es war einer jener Filme, in denen immer wieder ein junger Mann aus besseren Sphären ein armes Mädchen aus niederen zu sich und zu einem Souper emborzieht, bei dem es nicht weiß, ob man Eis mit der Gabel nimmt oder einen Apfel mit dem Nussknacker öffnet. Das Publikum weiß es und wiehert der Filmindustrie zu. An jenem Abend wieherte es ebenfalls. Madame Annette meinte: „Immerhin könnte das Mädchen es nach den vielen Filmen schon gelernt haben! Sie wird doch schon ein paarmal im

Kino gewesen sein, da ja der Film in New York spielt!“

Hierauf hat ich — aus einer etwas zu hastigen, zu ehrlichen Reaktion gegen die „Grande“ — Madame Annette in ein gutes Restaurant zum Abendessen. Hier und dort sah ein Gast aus dem Hotel. Sie und da traf Madame ein verbender Blick, kein erkennender — denn ein richtiger Herr glaubt niemals, daß in dem Lokal, in dem er speist, ein Zimmermädchen sitzen könnte. Nur nebenbei ertönte ich, daß

Madame Annette ein hochgeschlossenes dunkles Kleid trug, das sie bläß machte, ihren Mund noch röter — und eine Schnur falscher Perlen, die einen bläulich-silbernen Widerschein auf die untere Partie ihres braungefärbten Gesichtes warfen. Wichtiger erscheint es mir zu betonen, daß sie mit dem Besten besser umzugehen mußte als die paar paar Herren vom Film, in deren Gesellschaft ich sie und da Gelegenheit hatte, zu Abend zu essen — oder wie sie selbst sagte: zu „soupierten“ . . .

Ein Bücherwurm

Der Bücherwurm lebte in Prag und starb erst vor kurzem. Von seiner dahingeshiedenen Existenz erfuhr ich durch einen Bekannten, der hörte, daß in Biskov ein Mann verstorben war, der eine sehr schöne Bibliothek hinterlassen hatte. Die Witwe wollte angeblich die Bücher verkaufen. Wir beschloßen, die Witwe aufzusuchen. Wir waren neugierig geworden.

Die Wohnung lag in einem dunklen Keller. Wir dachten zuerst, daß man sich mit uns einen Spaß machen wollen, indem man uns eine falsche Adresse gab. Aber der Name auf der Türe stimmte und als die Witwe erschien, bestätigte sie, daß ihr Mann viele Bücher besessen hatte. Ja, hier, in dieser Kellerwohnung hatte der Mann gelebt, und zwar seit vielen Jahren. In der Wohnung haben wir zuerst nichts von den Büchern; unsere Augen mußten sich erst der Dämmerung anpassen, um die Gegenstände wahrnehmen zu können. Umnächtig entdeckten wir die Silhouetten einiger Bücherregale, die an den Wänden sich hinzogen.

Als die Witwe erfuhr, was uns zu ihr geführt hatte, bekamen wir sehr bald die ganze Bibliothek vor unsere Augen, die Frau machte Licht und führte die kleine Petroleumlampe langsam von einem Regal zum anderen. Wir waren erstaunt. Es waren Bücher — nicht nur einige, sondern alle — die kaum sobald ein wohlhabender, gebildeter Mann zusammengetragen hätte. Man fand da sozialwissenschaftliche Bücher von Marx, Engels, Lenin, Trotski, Krupotkin, Lissagaray; alles, was von diesen Autoren in der tschechischen Sprache erschienen ist. Aber neben diesen Werken fanden wir den Großen Vrehm und fanden wir viele Beschreibungen von Entdeckungstreifen. Die schöne Literatur war durch Klassiker und Moderne vertreten, durchwegs in tschechischen Uebersetzungen. Neben Tolstoi, Dostojewski, Turgenjew, Gontscharov, Puschkin, neben Balzac, Viktor Hugo, Flaubert, Anatole France die Modernen bis André Gide; neben Maquiavel eine Reihe von tschechischen Autoren bis zu Karol Capel.

Es waren mindestens 2000 Bände, die dieser kurtose Mann sein Eigentum genannt hatte. Der Verstorbene hatte — falls er die Bücher auch gelesen und nicht nur gesammelt hatte, einen feinen literarischen Geschmack gehabt, war zweifellos ein sehr gebildeter Mensch gewesen.

Wir fragten die Witwe, was denn ihr Mann gewesen sei? Und waren nicht wenig erstaunt, als wir erfuhren, daß er ein Metallarbeiter war. Also kein akademisch gebildeter Mensch, sondern nur ein einfacher Arbeiter. Dadurch wurde die Sache noch interessanter. Wir fragten die Frau, woher ihr Mann diese vielen schönen Bücher hatte? Sie erzählte mit einer leicht wahrnehmbaren Verstimmung gegen den Verstorbenen, daß ihr Mann jede Krone für die Anschaffung von Büchern verwendet hatte. Er hatte nicht geraucht, nicht getrunken, er war

sehr selten in ein Kino gegangen, nur hie und da zu einer Arbeiterversammlung. Wenn er freie Zeit hatte, verbrachte er sie stets in Gesellschaft seiner Bücher. Er zündete die kleine Petroleumlampe an und sah bis spät in die Nacht bei einem Buche: er las und schrieb Notizen . . .

Auf unsere Frage, ob sie noch diese Notizen besitze, antwortete sie bitter: Hier, diese zwei Kisten sind noch voll mit diesem Geschreibsel! Sechs Kisten waren mit diesen Papieren voll, aber vier Kisten habe ich schon verbrannt und bei dem nächsten Waschtage kommen diese Kisten an die Reihe. Unnützes Zeug, kein Mensch braucht es, kein Mensch will dafür etwas geben; und wieviel Geld nur das Papier gelöst hat . . .! Den Wutausbruch der Witwe unterbrach die Heimkehr der Tochter. Als sie den Zweck unseres Besuches erfuhr, machte sie eine verächtliche Handbewegung gegen die Bücher. Mein Begleiter fragte sie etwas schüchtern: „Gefallen Ihnen vielleicht diese Bücher nicht, Fräulein?“ Da nahm sie eine Kampfstellung ein und antwortete höhnisch: „So einen Müll lese ich nicht! Meine Mutter hat sie auch nicht gelesen! Aber wir lesen auch Bücher —“ sie griff rasch in eine dunkle Ecke und hielt vor unsere Augen ein Buch — „aber solche Bücher und nicht solche, was der Vater gelehrt hat!“ — Wir sahen auf das Buch: ein Unterhaltungsroman der übelsten Sorte . . .

Darauf konnten wir nichts erwidern; unser Sprachvermögen war in diesem Augenblick verschwunden; wir waren niedergeschmettert: Vater und Tochter! Wir sahen uns gegenseitig an und gingen wortlos zur Türe . . . Als die Witwe sah, daß der Bücherverkauf ins Wasser fallen könnte, wollte sie uns zum Ankauf animieren, indem sie uns zurief: Meine Herren, sehen Sie hier dieses dicke Buch; es ist mindestens ein Kilo schwer. Wollen Sie es nicht kaufen. Ich gebe es Ihnen für 10 Kč . . .!

Aber wir gingen, ohne etwas zu sagen, ohne etwas zu kaufen . . .

Bei einer Umfrage bei den Nachbarknechten erfuhren wir, daß die Frau des Verstorbenen eine notorische Alkoholikerin ist. Der Mann hat 65 Jahre gelebt und davon war er 30 Jahre mit dieser Frau verheiratet. Mit dieser Frau, die nie ein Buch aus dieser schönen Bibliothek gelesen hat und jetzt diese Werke nach Umfang und Gewicht verkauft. Wie Karloffeln . . .

Es gibt stille Tragödien, die erschütternder sind, als die bekanntesten Tragödien der Weltliteratur: Ein wissenschaftlicher Arbeiter gerät in eine solche Ehe, von der er bis zu seinem Tode nicht loswerden kann. Was hätte aus diesem Manne vielleicht werden können, wenn er eine andere Frau gehabt hätte? Bei Proleten spielt die Qualität der Frau eine viel größere Rolle als in den meisten bürgerlichen Ehen. Freilich, vielleicht hätte auch er ein wenig Schuld, hatte sich nur um die Bücher gekümmert und nicht um die Familie, nicht um das Leben. — unser Bücherwurm von Biskov . . .

G a n s B e g r a b .

Max Barth: Der tägliche Schwindel

Wenn man den Gesamtumfang der amerikanischen "Rackets" — der Organisationen, die durch Drohung oder Schwindel (oft nach sehr reichlich ausgedachten, komplizierten Systemen) dem Publikum das Geld aus der Tasche ziehen — mit einiger Vollständigkeit berechnen könnte, würde man wahrscheinlich finden, daß er einen sehr wesentlichen Bestandteil des amerikanischen Wirtschaftslebens ausmacht. Auf alle Fälle ist er so bedeutend, daß man schon vor einem Vierteljahrhundert es für nötig und rentabel gehalten hat, eine Organisation zu gründen, die sich die Bekämpfung dieser Schwindelgeschäften zur Aufgabe gemacht hat. Ihr erstes Büro entstand in Minneapolis. Heute gibt es in USA und Kanada im ganzen 53 solcher Stellen. Sie sind von den Gemeinden eingerichtet, als kommunale Institutionen, bilden aber zusammen einen Nationalverband. Sie haben ein Heer von Helfern und eine ausgezeichnete Kartothek der Schwindelunternehmungen. Wenn jemand ein Geschäft vorge schlagen wird, dem er nicht ganz traut, braucht er nur das nächste dieser Büros anzurufen oder ihm zu schreiben. Es stellt dann, indem es sich mit der Zentrale in Verbindung setzt, fest, ob die Sache faul ist, sofern es nicht schon auf Grund seiner eigenen Kartothek Auskunft geben kann. Wird in einer Stadt eine neue Betrügergruppe oder eine neue Betrugsmethode festgestellt, so gehen die Informationen natürlich über die New Yorker Zentrale sofort an alle anderen Büros. Das ganze läuft unter der Bezeichnung "Better Business Bureau", auf deutsch: "Besseres Geschäftsbüro", also Bureau, das einem rat, ein besseres Geschäft zu machen, als man vorher. Was nur insoweit stimmt, als das Büro einen zwar vor dem vorgeschlagenen schlechteren Geschäft warnt, aber keine Rat schläge für andere Unternehmungen und keine Firmempfehlungen gibt. Im Jahre 1935 haben 300.000 Menschen die Dienste des Büros in Anspruch genommen.

Die Geschäftsleute haben den Nutzen dieser Einrichtung längst erkannt und holen in Zweifelsfällen beim B. B. B. Erkundigungen ein. Aber es gibt auch zahllose Rackets, die auf bescheidener Stufe aufgebaut sind — oder doch scheinen — als die großen Systeme, die Goldminen im Mond oder fruchtbarer Ländereien in der Sandwüste oder Grassteppe an den Mann zu bringen trachten. Das sind diejenigen, die sich direkt an den Konsumenten, und zwar in der Hauptsache an die Hausfrau wenden. Wie in allen Ländern sind die meisten Hausierer arme Teufel, die sich mühselig abschleppen, um einen fargen Taglohn zu ernten; aber in den Vereinigten Staaten ist der Prozentsatz derer, die — oft auf fremde Rechnung — die Hausiererei nur betreiben, um von Haus zu Haus in kleinen Beträgen große Summen zusammenzukrablen und dafür nichts oder Schund zu liefern, weit größer als anderswo. Vorkommen tut diese Sorte natürlich überall; und manche der amerikanischen Tricks werden von ihr auch in Europa angewendet.

Einer der verbreitetsten und einfachsten Tricks ist der mit dem abwesenden Nachbar. In die Tür kommt ein Bote von der Firma Soundso, so ein Paket abzuliefern, für das er 1 bis 10 Dollars zu bekommen hat. Leider ist der Nachbar oder die Nachbarin, für die es bestimmt ist, gerade nicht zu Hause. Die herausgeklingelte Hausfrau will natürlich dem oder der Anwesenden einen Gefallen tun; sie nimmt das Paket an und zahlt das Geld. Wenn der Nachbar nach Hause kommt, stellt sich heraus, daß er von niemand ein derartiges Paket erwartet; man öffnet es und findet darin eine

Bläse Pasterfäden, eine Flasche Wasser oder einfach eine zusammengefaltete Zeitung. Der Bote ist inzwischen fleißig seiner Arbeit nachgegangen, d. h. er hat von der nächsten Telephonzelle aus nach dem Telefonbuch die Leute in den Häusern der Straße, die er jeweilig besuche, angetufen und auf diese Weise festgestellt, wer nicht zu Hause ist. Er arbeitet sich auf diese Weise brav durch die kleine Stadt durch und fährt nach einigen Stunden auf Kimmertwiedersehen ab, um am nächsten Tag die nächste zu beadern.

Sehr beliebt — auch in Europa — ist der möglichst heimlich durchgeführte Verkauf angeblich geschmuggelter oder gestohlener Waren. Im Kleinen benutzen zum Beispiel die Pariser Postkavertverkäufer den Trick. Sie klütern Ausländern zu, sie hätten pornographische Karten, lassen das eingewickelte Paket für einen Augenblick sehen, stecken es unter besorgtem Umherschauen wieder ein und drängen den Fremden, sich rasch zu entschließen, da die Polizei nichts merken dürfe. Der Kauf, findet dann ein paar miserabel gedruckte allegorische Bilder, auf denen eine Figur in langwallenden Gewändern, aber mit nackten Beinen oder einer halbentblößten Brust zu sehen ist. Darunter steht: "Venus" oder "Aphrodite" oder "Die Jugend" oder sonst was Poetisches.

Und selbst bei uns passiert es einem, daß man, ganz nach amerikanischem Muster, auf der Straße von einem Mann im Auto (oder, bescheidener, wie es bei meiner einzigen derartigen Prager Erfahrung der Fall war: von einem Fußgänger) durch ein "Fit!" angetufen und klütern informiert wird, daß man, falls man schnell zugreift, ein gutes Geschäft machen kann. "Geschmuggelt" oder "gestohlen", das zieht bei vielen. Sie sind bereit, den Verkäufer, der sich durch sein Gehändnis in ihre Hand gibt, tüchtig auszunutzen und ihm die goldene Uhr für einen Schandpreis abzuschmeißen. Der Mann hat ja keine Wahl: lieber wird er mit wenig zufriedener sein, als warten, bis ihn die Polizei fahrt. In Wirklichkeit macht er auch bei dem Schandpreis noch ein gutes Geschäft; denn die goldene Uhr ist billiges Zeug und keineswegs gestohlen, sondern gerade für die Tummeln, die auf ihn hereinfallen, im Massenbetrieb hergestellt. Besonders beliebt ist in Amerika der Verkauf von "Fuchspelzen" aus dem nördlichen Kanada, "geschmuggelter" Ware natürlich. Die Pelze stammen in Wirklichkeit von Tibetlämmern, deren wolliges Haar durch bestimmte Verfahren gebläut werden kann, so daß es wie Fuchs ausschaut. Nach dem ersten Regen kräuselt es sich munter, wie es das früher geübt war; mit dem Fuchs ist's aus.

Auf der Fahrt...

Vorüberfahrend sieht man alle Dinge ganz anders an und etwas ungewohnt — und manches sieht man, das sich gar nicht lohnt und doch ist es, als ob es etwas bringe.

Es ist ganz anders so — als wenn man ginge! Die Häuser scheinen düster und unbewohnt und irgendwas, von unserm Blick verdrängt, Erkennt man eines nur mehr am Rauchgeringe. —

Dann kommen grüne Wiesen, braune Felder und hier und da dünt uns das ganze älter, Dann wieder Kinderjung und unvollendet. —

In den Stationen krampfhaftes Bewegen — und plötzlich, nebelgrau, ein dünner Regen — Dann ist es so, als ob es niemals endet. —

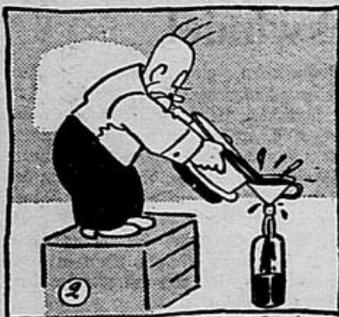
Junge Falter-Brainersdorf.

Auch nicht ganz fremd ist uns Europäern das Guttscheintrick. Es wird besonders in der joganagn Dauertwellenindustrie angewendet, und ist relativ harmlos, da es sich nur um kleine Beträge handelt, die der Hausfrau verloren gehen. Es ist rechtlich nicht einmal ein richtiger Schwindel. Ein Mann kommt und bietet einen Guttschein für 50 Centis an. Der Schin gibt der Käuferin den Anspruch, sich in dem und dem Geschäft einmal die Haare dauertwellen zu lassen. Wenn sie mit dem Guttschein im Friseur salon anlangt, erfährt sie, daß zwar die Arbeit, die Anlegung der Wellen, nichts weiter kostet, daß sie aber für die zu verwendenden Materialien — Öl, Shampoo usw. — 2 bis 5 Dollars zahlen muß. Hat sie sich Wellen machen lassen, so sind sie nicht viel oder nicht billiger gekommen, als wenn sie keinen Guttschein gehabt hätte. Hat sie vor der Behandlung gefragt, so kann sie auf die Ausführung der Arbeit verzichten, als wenn sie keinen Guttschein gehabt hätte. Hat sie vor der Behandlung gefragt, so kann sie auf die Ausführung der Arbeit verzichten, als wenn sie keinen Guttschein gehabt hätte. Die pfiffigen Friseure, die auf diese Weise Kundinnen anlocken wollen, geben ihm meistens bald wieder auf, weil er das Publikum wütend macht und ihnen Schade statt Nutzt.

Viele dieser Schwindeltricks gehen überhaupt nicht von denen aus, die sie ausführen, sondern von den Firmen, die eine Anzahl Arbeitslose anwerben und auf Tour schicken. So hat eine sehr bekannte Aluminiumfirma ihre Verkäufer in folgendem Trick geschult: Der Mann klingelt an der Tür. Die Hausfrau öffnet. Der Mann bietet ihr eine kostenlose Probe einer angeblich besonders guten Kaffeeforte an und bittet sie, die Hand hinzuhalten. Er schüttet ihr in die hohle Hand aus einer kleinen Flasche ein Häuschen gemahlener Kaffee, bittet sie dann, die Flasche einen Moment zu halten. Die Frau nimmt in die andere Hand die Flasche, und da sie den Verkäufer nun nicht mehr zurückhalten kann, tritt er schleunigst ins Haus und rennt sofort in die Küche. Wenn die Frau ihm nachkommt, beginnt er auf sie einzureden, und es ist ihr schwer, ihn loszuwerden, ohne etwas zu bestellen.

Eine Staubsaugerfirma verlangte von ihren Verkäufern, daß sie behaupteten, Vertreter eines staatlichen Motorenberlinungs-institutes zu sein, um in die Wohnung eingelassen zu werden, wo man sie nicht einfach durch Zuschlagen der Tür loswerden konnte. Ein Verleger hieß seine Verkäuferinnen, sich als Lehrschwestern auszugeben.

Bei den erwähnten Firmen handelt es sich nicht etwa um Winkelunternehmungen, sondern um prominente Häuser. Die Unannehmlichkeiten dieser Schwindelmethoden trägt natürlich der arme Teufel, der glaubt, aus dem Glend der Arbeitslosigkeit herauszukommen, indem er tagsaus und sein sich müde läuft, an Türen klopft, Türen vor der Nase zugeschlagen bekommt, sich von rabiaten Frauen beschimpfen läßt, da, wo man ihn anhört, nach inlosem Reden doch ohne Auftrag fortgeschickt wird usw. Wird er gar beim Schwindel ertrapt, kommt er unter Umständen für den angesehenen Herrn Firmeninhaber noch mit der Polizei in Konflikt. Diese bedauernswerten Menschen, die glauben, durch ihre "Kommission" auf einen grünen Zweig kommen zu können, halten dann auch meistens nicht lange aus: der Durchschnitt gibt es nach einem Monat auf, und an die Stelle der Ausbeutenden treten andere hoffnungsvolle Morleibende, bis sie vier Wochen später gleichfalls die Saube und die Hoffnung — wenigstens diese Hoffnung — an den Nagel hängen. Aber zum Glück für die Herren Firmeninhaber haben die Vereinigten Staaten immer noch zwölf Millionen Arbeitslose: an Erfolg ist also einzuweisen kein Mangel.



Copyright P. L. B. Box 6 Copenhagen

Adamson fällt Tinte ein

Ein Atlas der Weltreiche

Wissen Sie, daß der Belgische Kongo 85 mal größer ist als das Mutterland? Daß die Bevölkerung von Französisch-Äquatorialafrika in zwei Jahrzehnten von 20 Millionen auf sage und schreibe 8 Millionen bezimert worden ist? Daß der Bevölkerungszuwachs in Britisch-Indien hingegen während der letzten 50 Jahre allein größer war als die gesamte weiße Bevölkerung des Britischen Imperiums heute ausmacht? Daß die Menschen auf Java viel dichter aufeinander sitzen als in dem überbevölkerten England? Daß die Inselgruppen der Philippinen mehr als 7000 Inseln umfaßt?

Diese bemerkenswerten Tatsachen erzählt man, neben vielen anderen, aus dem „Atlas der Imperien“ („An Atlas of Empire“), den J. F. Hottabini bei Victor Gollancz in London herausgebracht hat. Hottabini gilt als einer der besten Kartographen der Gegenwart, aber was ihn über alle seine Berufskollegen weit hinaushebt, ist der Umstand, daß sein formales Können im Dienst einer politischen Idee steht: der sozialistischen. Ja, er ist sozusagen nur im Nebenberuf ein hervorragender Zeichner, im Hauptberuf aber ein Politiker von außerordentlichem Wissen. Auf 70 Kartenstücken gibt er im vorliegenden Buch ein anschauliches Bild der kolonialen Besitztümer der Imperien; sein gedrängt gehaltener Text zu jeder Karte vermittelt alle wesentlichen politischen, geographischen, wirtschaftlichen, historischen Fakten; die Abwärtstendenzen im Fernen Osten, im Pazifik z. B. werden durch seine im besten Sinne volkstümlichen Darstellungen in Bild und Wort verständlicher als durch viele der voluminösen Monographien. Hottabini hat, neben wenigen anderen in unserem Lager, das Verdienst, sich zu den wissenschaftlichen Methoden jener Anschauungslehre zu bekennen, die man mit dem Namen „Geopolitik“ belegt hat, und die von den „Linken“ so ängstlich gemieden wird, weil sie die Mode mitmachen, die reaktionären Interpretieren dieser Lehre selbst zu identifizieren.

Vor vielen Jahren ist dem deutschen Publikum ein „Grundriß der Wirtschaftsgeographie“ von Hottabini zugänglich gemacht worden; das Buch wurde viel gekauft. Man möchte wünschen, daß sich recht bald ein deutscher Verleger auch für diesen „Atlas der Imperien“ fände, der viel mehr ist als ein Atlas im herkömmlichen Sinn; er ist ein Bilderbuch der Weltituation. Uebrigens ist das Englisch, das Hottabini schreibt, kinderleicht; wer die Grundlagen dieser Sprache beherrscht und die rund 25 Kc aufbringen kann, die das Buch hier kosten wird, soll hingehen und sich's kaufen.

Ausländischer Humor

Amerika:

Der Bauchredner macht ein böses Gesicht. „Verärgert?“ fragt man ihn. „Ja“, brummt er, „ich habe mich getritten!“

„Mit wem?“

„Mit mir!“

„Mit Ihrem Nachbarn leben Sie immer noch in Unfrieden, Sie wollten doch schon vor Jahren mit ihm kurzen Prozeß machen.“

„Mache ich auch! Seit drei Jahren profitieren wir!“

Schweiz:

... und was taten Ihre Vereinsbrüder, als Sie bei der Dampferfahrt ins Wasser fielen?“

„Oh, diese Schurken! Ein Stück ... Seife haben sie mir zugeworfen!“

Gerta spielt Klavier. Zwei gute Freunde neben hören zu.

„Und dabei hat sie angeblich niemals Irrtümer gehabt.“

„Reit von ihr, daß sie wenigstens niemand anderem die Schuld zuschiebt!“

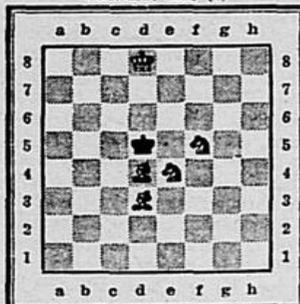
Frau: „Du kümmerst dich auch rein gar nicht mehr um mich. Früher nannte dich mich immer die Dase deines Lebens!“

Mann: „Ja, aus der Dase ist halt eine Büste geworden!“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönan.

SCHACHAUFGABE Nr. 337.
Von Josef Hyna, Hostomitz a. B.
(Original.)
Schwarz: Kd5 (1)



Weiß: Kd8, Ld3, d4, Se1, f5. (5)
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 334: Kc6-f5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Fusch Bruno, Kriechwitz; Tepper Franz, Karlsbad; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz a. B.; Dinnebler Emil, Tetschen; Nitsch Rosa, Trupschitz; Richter Karl, Pollitz a. E.; Habl Erwin, Schindler Robert, Lohmüller Hans, Tyle Vladimir, Hoffeld Otto, Chimiak Teo, Freundl Anton, sämtlich Nestersitz; Schöffel Anton, Schöbritz; Vanček Franz, Hertine; Havel Franz, Modlan; Bretschneider Otto und Eichler Otto, Drakowa; Ubert Rudolf, Prosetitz; Kläszig Rudolf, Strache Rudolf, Strache Karl, sämtlich Großpriesen; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Walter Ludwig, Steinwitz Hans, König Anton, sämtlich Kvitkau; Berger Josef, Klein-Augezd; Triltsch Gustav, Wisterschan.

Arbeiterschach.

Die Bezirksserie im 2. Bezirk ist beendet. Teplitz I feierte in Wisterschan einen 8:0-Sieg und damit den Bezirksmeister für 1937. In Teplitz sollte Zuckmantel antreten, es erschienen leider nur 2 Genossen, welche natürlich nicht als Mannschaft antreten konnten (mindestens 5 Spieler). Da Teplitz II 5 Spieler an den Brettern hatte, wurde das Spiel mit 5:0 Punkte für Teplitz II verifiziert.

Nachfolgend der Endstand: 1. Teplitz I. Mannschaft 4 Siege, 29 Punkte; 2. Wisterschan, Abt. Kvitkau 2 Siege, 16 Pkte.; 3. Zuckmantel 2 Siege, 13½ Pkte.; 4. Teplitz II. Mannschaft 1 Sieg, 9 Pkte. und 5. Abteilung Wisterschan 1 Sieg, 7½ Punkte.

Einzelmeister wurde Gen. Gabler mit 2½ Punkten, es folgen Scharoch 2 Pkte.; Hefman 1½ Pkte.; Neullinger 0 Pkte.

Auch im Bodenbacher Bezirk ist die Bezirksserie beendet. Rosawitz gelang es im Entscheidungskampf, die Eulauer Genossen mit 5:3 Punkten zu schlagen und damit zum ersten Male Bezirksmeister zu werden. (Bisher war es immer Krochwitz.) Bodenbach gewann gegen Seidnitz mit 5-3 Punkten.

Der Endstand ist folgender: 1. Rosawitz 5½ Siege, 36 Punkte; 2. Eulau A 4½ Siege, 38 Punkte; 3. Seidnitz 3½ Siege, 30½ Punkte; 4. Bodenbach 3 Siege, 24½ Punkte; 5. Eulau B 2½ Siege, 18 Punkte; 6. Krochwitz 2 Siege, 21 Punkte; 7. Tetschen 0 Siege, 0 Punkte.

In Bern (Schweiz) wurde ein Arbeiterschachturnier ausgetragen, an dem die Länder Dänemark, Schweiz, Frankreich und C. S. R. (Del. Sachov' svaz) mit je einer 10er Mannschaft teilnahmen.

Dänemark gewann gegen Frankreich mit 7:3 Punkten; CSR, gewann gegen Schweiz mit 5½:4½ Punkten; Dänemark gegen C. S. R. 6½:3½ Punkten; Schweiz gegen Frankreich 5½:4½ Punkten; Dänemark gegen Schweiz 8:2 Punkten; CSR. gegen Frankreich 5:5 Punkten.

Endstand: Sieger Dänemark 3 Siege, 21½ Punkte; 2. Tschechoslowakei 1½ Siege, 14 Punkte; 3. Schweiz 1 Sieg, 12 Punkte; 4. Frankreich ½ Sieg, 12½ Punkte.

Sieger im Einzeltturnier wurde der Däne Bagger mit 7 Punkten. Zweiter wurde Thelen, Prag, mit 6½ Punkten usw.